

*Shin Tanaka, Elisabeth Leiss,  
Werner Abraham, Yasuhiro Fujinawa (Hg.)*

**Buske**

# Grammatische Funktionen aus Sicht der japanischen und deutschen Germanistik

# Grammatische Funktionen aus Sicht der japanischen und deutschen Germanistik

Linguistische Berichte  
Sonderheft 24

Herausgegeben von  
Shin Tanaka, Elisabeth Leiss,  
Werner Abraham und Yasuhiro Fujinawa



BUSKE

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-87548-842-5

LB-Sonderheft · ISSN 0935-9249

© Helmut Buske Verlag GmbH, Hamburg 2017. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Druck und Bindung: Beltz GmbH, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

# Inhalt

Vorwort .....	5
Shin Tanaka	
Einleitung: Sprachliche Invarianz und Varianz aufgrund typologischer und diachronischer Sprachuntersuchungen .....	7
<b>1. Kopula und Thetik vs. Kategorik</b>	
Yasuhiro Fujinawa	
Licht und Schatten der kategorischen/thetischen Aussage: Kopula und Lokalisierungsverben im deutsch-japanischen Vergleich .....	15
Elisabeth Leiss	
Kodierung von Wissen und Erfahrung anhand von zwei unterschied- lichen Kopula- und Prädikatsqualitäten .....	41
Shin Tanaka	
Suche nach latenter Invarianz bei genetisch fremden Sprachen am Beispiel Deutsch–Japanisch .....	59
Werner Abraham	
Modalpartikel und Mirativeffekte .....	75
<b>2. Grammatik und Sprachkontakt aus historischer Perspektive</b>	
Michail L. Kotin	
Sprachkontakte in der Schriftsprache: Fallbeispiel Artikel im Gotischen .....	109
Ermenegildo Bidese	
Der kontaktbedingte Sprachwandel. Eine Problemannäherung aus der I-language-Perspektive .....	135
Maiko Nishiwaki	
Negation und Konjunktivgebrauch im Mittelhochdeutschen – am Beispiel des Nibelungenliedes .....	159
Heidi Kiser	
Wortarten in der modistischen Universalgrammatik .....	179
<b>3. Sprachkontakt und grammatische Invarianz</b>	
Jyhcherng Jang	
Lokaladpositionale Quantifikation: Route im Deutschen und Chinesischen .....	207

Meng-Chen Lee	
Thema-Rhema-Anaphorik: deutsch–chinesisch .....	229
Junji Okamoto	
Die Modalpartikel <i>aber</i> und ihre Funktion unter Berücksichtigung von Satztypen und Intonation .....	251
Taishi Kobayashi	
Zur fehlenden Objekt-Lesart von Genitivkomplementen bei Nominalisierungen im Deutschen – mit besonderer Berücksichtigung der primären und sekundären Kasuszuweisung .....	271

# Vorwort

Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen auf Vorträge zurück, die anlässlich der Münchner Internationalen Sommerschule zur Germanistischen Linguistik sowie auf dem sich daran anschließenden japanisch-deutschen Workshop an der Ludwig-Maximilian-Universität im August 2015 gehalten wurden. Bei der Internationalen Sommerschule sind germanistische Linguisten aus verschiedenen Ecken und Enden zusammengekommen, wobei die überwiegende Mehrzahl der Teilnehmer aus Japan waren, bedingt durch die bereits bestehenden Kontakte, etwa im Rahmen der 2011 organisierten deutsch-japanischen Sommerakademie Linguistik. Im Jahr 2015 wurde der Teilnehmerkreis erweitert: Bei 15 Teilnehmern aus 6 Ländern haben 10 Dozenten aus 7 Ländern aus Europa und Asien mitgewirkt. Die Sommerschule wurde im Rahmen der Munich International Summer University (MISU) von Kai Wede organisatorisch auf vielfältige Weise unterstützt. Der japanisch-deutsche Workshop fand zum dritten Mal an der LMU München statt. Im Mittelpunkt stand diesmal das Zusammenspiel von Grammatik und Pragmatik im Deutschen und Japanischen. Der Vergleich zwischen Deutsch und Japanisch erschien und erscheint uns deshalb als besonders vielversprechend, da es sich um zwei Sprachen handelt, die weder genetisch noch areal miteinander in einem Zusammenhang stehen und die darüber hinaus zu den linguistisch sehr gut erschlossenen Sprachen zählen, sowohl was die Tiefe der synchronen als auch der diachronen Beschreibung dieser Sprachen betrifft. Auf diese Weise ist die Vergleichbarkeit von scheinbar Unvergleichlichem gegeben. Eine funktional orientierte Universalgrammatik erscheint nicht mehr als Widerspruch in sich, sondern als die beste Methode, die Variabilität von Sprache in ihren invariablen Mustern zu erschließen.

Shin Tanaka, Elisabeth Leiss, Werner Abraham und Yasuhiro Fujinawa  
im September 2017

# Einleitung

## Sprachliche Invarianz und Varianz aufgrund typologischer und diachronischer Sprachuntersuchungen

Shin Tanaka

### 1 Der Grundtenor des vorliegenden Bandes

Der vorliegende Band umfasst insgesamt 12 Beiträge, welche die thematische sowie methodische Vielfalt der im August 2015 abgehaltenen deutsch-japanischen Sommerakademie und des sich daran anschließenden japanisch-deutschen Workshops gut repräsentieren. Die Themen der Beiträge im vorliegenden Band reichen von einer Genealogie der grammatischen Beschreibung über diachronische Sprachforschungen bis hin zur syntaktisch-semantischen Beschreibung der modernen Sprachen. Das Spektrum der Gegenstandssprachen ist ebenfalls sehr vielfältig: Es wurden nicht nur Deutsch mit seinen historischen bzw. dialektologischen Varianten sowie weitere europäische Sprachen, sondern auch asiatische Sprachen, allen voran das Japanische ausführlich behandelt. Die Breite des Themenfeldes kann jedoch durch einige bedeutende Merkmale charakterisiert werden:

- Der allen Themen zugrundeliegende gemeinsame Nenner ist die Einsicht, dass die Sprache kein statisches, auf dem Reiz-Reaktions-Prinzip basierendes Muster, sondern ein leistungsfähiges organisches Gebilde ist, in dem ungeachtet oberflächlicher Unterschiede zahlreiche strukturelle sowie funktionale Invarianzen zu beobachten sind.
- Bei den typologisch orientierten Untersuchungen geht es darum, festzustellen, worin im zu behandelnden Sprachphänomen das invariante Moment besteht und was einzelsprachspezifische Unterschiede bei näherer Betrachtung eigentlich sind. Oft versteckt sich gerade in diesen unterschiedlichen Kodierungen auch eine Systematik, die den zahlreichen Varianten zugrunde liegt.
- Ein Stichwort der diachronisch orientierten Untersuchungen ist „kontaktgeförderter Sprachwandel“, wobei Sprachkontakt eine notwendige, jedoch keine hinreichende Bedingung für Sprachwandel darstellt. Vielmehr wird Sprachwandel bei der empfangenden Sprache zum einen durch strukturelle Gegebenheiten vorbereitet. Zum anderen bekommt er durch funktionale Motivierung den letzten Schub. Auch hier sind Struktur und Funktion die ordnenden Kräfte, welche bei näherer Betrachtung universale Muster des Sprachwandels auch bei Sprachkontakt aufweisen.

## 2 Deutsch-japanisch-Kontraste: die Suche nach Invarianz im abduktiven Verfahren

Das Zusammenspiel von Struktur, Funktion und Gebrauchskontext wird mehr oder weniger in allen Beiträgen des vorliegenden Bandes thematisiert. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Vergleich zwischen dem Deutschen und dem Japanischen, was sich aus der Natur des Teilnehmerfeldes ergab.

Wir gehen davon aus, dass ein Vergleich zwischen zwei areal sowie genealogisch weit voneinander entfernten Sprachen wie dem Deutschen und Japanischen besonders ergiebig ist. Zum einen handelt es sich dabei um einen Vergleich zweier Sprachen, die jeweils als Standard der betreffenden Region zu betrachten sind. Das Deutsche sammelt sich im *Standard Average European (SAE)*, das viele Eigenschaften nahezu aller europäischer Sprachen vereint (Haspelmath 2001). Im Gegensatz dazu kann das Japanische auch als typische Sprache im ostasiatischen Raum aufgefasst werden (*Standard Average Asian* nach Ogawa 2016). Somit stellen wir einen Vergleich zweier areal typischer Sprachen an, indem wir Deutsch und Japanisch ins Visier nehmen.

Zum anderen weisen beide Sprachen trotz arealer und genealogischer Unterschiede eine Gemeinsamkeit auf, und zwar eine strukturelle. Sowohl Deutsch als auch Japanisch haben nämlich eine OV-Grundwortstellung, wobei im Deutschen im Matrixsatz das Verb (genau genommen bloß das grammatische Flexionssuffix) nach vorne in die erste Verbklammer (Comp) rückt, wodurch sich V2-Stellung ergibt. Der Vergleich zwischen den zwei völlig fremden, jedoch strukturell ähnlichen Sprachen ist von großer Relevanz, um invariante Momente von Sprache schlechthin auszuloten. Die Gemeinsamkeiten, die sich bei beiden Sprachen feststellen lassen, sind nicht auf außersprachliche Faktoren wie Sprachkontakt zurückzuführen. Es liegt nahe, anzunehmen, dass es sich bei der Gemeinsamkeit um eine universelle Eigenschaft handelt.

Zum dritten und wohl dem wichtigsten methodologischen Grund ist festzuhalten: Deutsch und Japanisch wurden in der Geschichte der Sprachwissenschaft immer wieder konfrontiert. Dabei war die Richtung, wie sie konfrontiert wurden, eher einseitig: Es wurde in der Regel das Japanische im Lichte der deutschen (bzw. indoeuropäischen) Kategorisierung von Sprache beschrieben. Zum Beispiel wurde der Begriff der Subjekt-Prädikat-Beziehung sehr früh zur Beschreibung des japanischen Satzes eingeführt, wobei man sich auf japanischer Seite durchaus dessen bewusst war, dass der Begriff nicht ohne weiteres auf das Japanische anwendbar ist (dazu Tanaka in diesem Band). Die Subjekt-Prädikat-Beziehung, die in europäischen Sprachen morphosyntaktisch explizit kodiert wird, hat im Japanischen keine morphosyntaktische Entsprechung. Diese Begriffe wurden vielmehr von der europäischen Grammatikschreibung auf das Japanische übertragen – „aufgesetzt“ könnte man sagen.

Der umgekehrte Weg wurde selten eingeschlagen. Eine Klassifizierung, die ursprünglich von den deutschsprachigen Philosophen (Brentano 1874 und Marty

1918) aufgestellt wurde, ließ sich anhand japanischer morphosyntaktischer Eigenschaften revidieren: Kuroda (1972) zeigte, dass die Unterscheidung in der Morphosyntax des Japanischen (-*wa* und -*ga*) am deutlichsten in der Trennung von kategorischem und thetischem Urteil zur Geltung kommt: ein methodischer Schritt, der anhand der sprachspezifischen Gegebenheiten des Japanischen zu allgemeinsprachlicher Geltung zu gelangen verspricht.

Auf den ersten Blick scheint die Vorgehensweise, eine Struktur anzunehmen, die auf einer Beobachtung einer Einzelsprache beruht, methodisch problematisch zu sein. Wir meinen jedoch, dass eine solche Methodik nicht nur möglich, sondern sogar nötig ist, um zu neuen Erkenntnissen zu kommen. Es geht hierbei um ein abduktives Verfahren, das unseren Erkenntnishorizont wesentlich erweitert. Charles S. Peirce beschreibt das abduktive Verfahren folgendermaßen:

[a]bduction is the process of forming explanatory hypotheses. It is the only logical operation which introduces any new idea. (Peirce (1934: 172))

The surprising fact, C, is observed. But if A were true, C would be a matter of course. Hence, there is reason to suspect that A is true. (Peirce (1934: 189))

Wenn wir unsere Beobachtung zur Subjekt-Prädikat-Beziehung damit zu erklären versuchen, erhalten wir das folgende Bild.

- C (überraschende Tatsache): Es lässt sich zwischen einem Nomen im Satz und dem Prädikat ein Kongruenzphänomen feststellen.
- A (anzunehmende Regel): Es gibt im Satz eine Subjekt-Prädikat-Beziehung. Wenn A die allgemeine Regel im Satz ist, ist C eine natürliche Folge. Somit besteht Grund zur Annahme, dass die Subjekt-Prädikat-Beziehung tatsächlich vorliegt.

Auf dieser Annahme basierend lässt sich deduktiv die Vorhersage machen, dass man auch in anderen Sprachen, z.B. im Japanischen in Bezug auf die besagte Beziehung fündig wird. Ob sich diese Vorhersage verifizieren lässt oder nicht, kann induktiv überprüft werden, indem wir in weiteren Sprachen nach Indizien suchen, die die Beziehung „Subjekt-Prädikat“ nahelegen. Es mag sein, dass sich dabei keine eins-zu-eins-Entsprechung im Sinne der Subjektkongruenz findet. Wenn jedoch eine verdeckte Parallele entdeckt wird, erlangt die Subjekt-Prädikat-Beziehung als Satzbauprinzip allgemeine Gültigkeit.

Es ist zwar nicht der Fall, dass alle Beiträge im vorliegenden Band ‚abduktiv‘ arbeiten. Aber wir werden immer wieder feststellen, dass eine Erkenntnis, die aufgrund von Erscheinungen in einer Sprache gewonnen wird, an einer anderen Sprache überprüft wird, damit eine sprachübergreifende Eigenschaft von Sprache schlechthin entdeckt wird. Als zentrale Quellen, die den ersten Impuls geben, fungieren hierbei Deutsch und Japanisch, zwei Sprachen, die mit der reichen Morphologie und der freien Wortstellung über relativ transparente Strukturen verfügen.

### 3 Aufbau des Bandes und kurze Erläuterung zur Relevanz der einzelnen Beiträge

Der vorliegende Band besteht aus insgesamt 12 Beiträgen zu den ausgewählten Themen aus der Sommerakademie 2015 und dem darauffolgenden deutsch-japanischen Workshop. Die Beiträge lassen sich grob in drei große Themen gliedern: „Thetik/Kategorik-Distinktion im Deutschen und Japanischen“, „Sprachliche Struktur und Sprachkontakt in historischer Dimension“ und „Sprachstrukturen aus typologischer Perspektive“.

Das erste Thema, die Thetik/Kategorik-Distinktion, ist ein Thema, das sich aus der Diskussion in der Sommerakademie, dem Workshop und dem darauffolgenden regen Meinungsaustausch ergab. Die Autoren der Beiträge sind der Ansicht, dass die ursprünglich philosophisch initiierte Unterscheidung „Thetik-Kategorik“, die unter anderem von Kuroda (1972) in die linguistische Diskussion eingeführt wurde, eine sprachübergreifende Kategorie darstellt, die dem Grundgerüst der Satzsyntax angehört. Das Thema ist im deutsch-japanischen Kontrast besonders interessant, weil die „deutsche“ Begrifflichkeit philosophisch vorgeprägt durch Brentano/Marty durch Kuroda (1972) ausgerechnet in einem japanischen Phänomen, dem Gegensatz von *-wa* und *-ga*, konkreten linguistischen Bestand findet.

Im vorliegenden Band gehen vier Beiträge auf die folgenden Schwerpunkte der Thetik-Kategorik-Problematik ein:

- (a) Kopula und Existenzausdrücke bei der Thetik/Kategorik-Diskussion (Leiss, Fujinawa)
- (b) Zusammenhänge mit den benachbarten Begrifflichkeiten (Leiss, Abraham)
- (c) Subjektprominenz im Deutschen (Tanaka, Abraham)
- (d) Satzstruktur mit *-wa* (Tanaka, Fujinawa)
- (e) die Modalpartikel als Diagnostik in der Thetik/Kategorik-Diskussion (Abraham, Fujinawa)

Wir beschreiben nun kurz, was jeder Beitrag behandelt.

Fujinawa führt mit der Analyse der Kopula im Deutschen Argumente an, die nahelegen, dass die Thetik/Kategorik-Unterscheidung auch im Deutschen diskursrelevant ist. Dies eröffnet die Möglichkeit, die philosophisch fundierte Unterscheidung von Thetik/Kategorik linguistisch zu untermauern, ohne dabei auf Pfade einzelsprachlicher Willkür zu geraten. Die Thetik-Kategorik-Unterscheidung kann durchaus ein universaler Beschreibungsapparat für Sprache sein.

Leiss zeigt anhand zweier Typen der Kopula, welche zwei verschiedenen Qualitäten mentaler Repräsentationen, Wissens- und Erfahrungsrepräsentation, begründen, dass die Dichotomie von Wissen versus Erfahrung allen Propositionsbewertungen zugrunde liegt. Unterschiedliche Dichotomiepaare in der Linguistik, zu der auch der Thetik-Kategorik-Gegensatz zählt, können als Widerspiegelungen der Wissen-Erfahrungs-Dichotomie betrachtet werden.

Tanakas Beitrag beschäftigt sich mit einem anderen Aspekt der Thetik-Kategorik-Unterscheidung im Deutschen: der V2-Stellung. Im Japanischen steht beim Thetiksatz das *ga*-Suffix, beim kategorischen Satz das *wa*-Suffix. Tanaka behauptet, dass sich der Unterschied auf den unterschiedlichen Subjektstatus jeweiliger Sprachen zurückführen lässt.

Abrahams Hauptaugenmerk richtet sich auf die Modalpartikel (MP) im Deutschen, die durch den höchsten Operator im Satz, Sprecher-Adressat-Deixis, gebunden ist. Die MP hat damit die Funktion, den Wissensstand von Sprecher/Adressat abzugleichen, wodurch oft ein mirativer Effekt hervorgerufen wird. Im Appendix geht Abraham weiter auf die Problematik der Thetik/Kategorik-Unterscheidung ein, in der die MP als Indikator nur für kategorischen Satzstatus, nicht jedoch für thetischen Satzstatus fungieren kann.

Im zweiten Teil des Bandes geht es um eines der zwei Hauptthemen der Sommerakademie: Historische Syntax und Sprachkontakt. Zur Sprache kommen Entwicklungen auf verschiedenen Gebieten der Sprachgeschichte, in der die Sprache als leistungsfähiges organisches Gebilde betrachtet wird. Die ersten beiden Beiträge beschäftigen sich mit „kontaktgefördertem Sprachwandel“, wobei Sprachkontakt eine notwendige, jedoch keine hinreichende Bedingung für Sprachwandel darstellt. Vielmehr wird Sprachwandel zum einen durch strukturelle Vorgaben vorbereitet, und zum anderen bekommt er durch die funktionale Motiviertheit den letzten Schub.

Kotins Beitrag thematisiert anhand einer detaillierten Auseinandersetzung mit der Entwicklung des definiten Artikels im Gotischen die Frage, wie weit fremde Einflüsse auf die Herausbildung einer Kategorie wirken. Kotin plädiert für „kontaktgeförderten“ Sprachwandel, in dem Sprachkontakt zwar den Sprachwandel begünstigt, aber nicht entscheidend verursacht.

Bidese behandelt die Entwicklung der Relativpronomina und Komplementierer im Zimbrischen unter dem Einfluss des benachbarten lokalen Italomantischen. Bidese zeigt, dass es sich bei der Übertragung der „fremden“ Elemente in die Zielsprache nicht um einen direkten strukturellen Transfer handelt, vielmehr erfolgt der Wandel erst durch Übernahme eines strukturellen Merkmals, was zuerst auf der individuellen Ebene vonstattengeht, dann sich langsam zur Sprachkompetenz der ganzen Gemeinschaft entwickelt.

Nishiwaki befasst sich mit dem Jespersen-Zyklus der Negation im Mittelhochdeutschen, wobei die alleinstehende, präverbale Negationspartikel *ne* im Vordergrund steht, die sehr häufig mit dem Konjunktiv einhergeht. Als Ergebnis geht hervor, dass die Entwicklung keine Veränderung eines rein oberflächlichen Musters, sondern eine organische Veränderung darstellt, die einem ganz bestimmten funktionalen Zweck dient.

Kisers Beitrag gehört insofern zum historischen Teil dieses Bandes, als er sich mit einer zeitlich weit zurückliegenden Konzeption der Grammatik auseinandersetzt: der spekulativen Grammatik der Modisten. Kiser interpretiert die modistische Interpretation der Wortarten aus Sicht funktionalgrammatischer Perspekti-

venalternativen. Dadurch werden die Wortarten als übereinzelsprachlich präsent, formal jedoch in den Einzelsprachen stark divergierendes Phänomen im Gesamtsystem der Sprache ausgelegt. Dies bereitet gleichzeitig den Weg zum dritten Teil des Bandes, dem Deutschen aus sprachtypologischer Perspektive.

Der dritte Teil des Bandes umfasst Beiträge, in denen Deutsch typologisch beschrieben wird, indem ein Vergleich mit anderen Sprachen, besonders Japanisch und Chinesisch, angestellt wird. Dabei zeigt sich, dass einem Sprachphänomen, das in einem Sprachraum ausgeprägt ist, oft universale Invarianzen zugrunde liegen.

Jang befasst sich mit der adpositionalen Raumreferenz im Deutschen und Chinesischen. Jang stellt eine These auf, wonach sich die adpositionalen Raumrelationen durch die Teil-Ganzes-Relation einheitlich beschreiben lassen. Ferner zeigt er, dass die Abweichungen zwischen der deutschen und der chinesischen Raumreferenz aus unterschiedlichen Referenzstrategien resultieren.

Der Beitrag von Lee vergleicht anaphorische Referenz im Deutschen und Chinesischen. Während dem Deutschen Artikel und Pronomina zur Herstellung der anaphorischen Relation zur Verfügung stehen, greift das artikellose Chinesisch andere Mittel wie Nullanapher, Pronomen und Wiederholung der DP auf. Hierbei geht es nicht um eine bloße Gegenüberstellung der Ausdrücke, sondern die ganze Funktion, Anaphorik in Bezug auf Thema bzw. Rhema, wird organisch beschrieben.

Okamoto's Beitrag beschäftigt sich wie Abrahams Beitrag mit der Modalpartikel. Dabei geht es ebenfalls um „Mirativität“. Mirativität wird auch bei Okamoto als Ergebnis eines Abgleichsprozesses der Sprecher/Adressat-Erwartungen betrachtet, wobei Okamoto kurz auf die Pendantphänomene im Japanischen, die Satzendpartikel und Satzadverbien eingeht. Okamoto demonstriert erneut das Zusammenspiel zwischen Struktur, Funktion und Gebrauchskontext, wobei er die Rolle der Intonation hervorhebt.

Kobayashi stellt in seinem Beitrag keinen Vergleich an. Er behandelt lediglich ein Phänomen des Deutschen. Jedoch ist sein Ansatz ebenfalls als übereinzelsprachlich zu betrachten: Er führt die Interpretation des Genitivattributs nicht auf oberflächlich beobachtbare, einzelsprachliche Morphologie zurück, sondern er nimmt eine tiefere, universale Struktur an, die die Interpretation des Genitivs mitsteuert.

## Literatur

- Brentano, Franz (1874): *Psychologie vom empirischen Standpunkt*. Leipzig: Duncker und Humboldt.
- Haspelmath, Martin (2001): The European linguistic area: Standard Average European. In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wolfgang Oesterreicher and Wolfgang Raible (eds.), *Language Typology and Language Universals, An International Handbook*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1492–1510.
- Kuroda, Shige-Yuki (1972): The categorical and thethetic judgment. *Foundations of Language* 9: 153–185.
- Marty, Anton (1918): Spezielles über den Ausdruck der Urteile und die diesbezüglichen inneren Sprachformen. In: J. Eisenmeyer u.a. (Hgg.), *Anton Marty: Gesammelte Schriften*, 2. Bd., 1. Abt., Halle a.S.: Niemeyer, 223–301.
- Ogawa, Akio (2016): Wie *gleich* ist, was man *vergleichen* kann? Aus der Sicht der Sprachtypologie, in: *Vergleich unter inter- und multikulturellem Aspekt: Theorie und Praxis aus japanischen Perspektiven. Akten des Humboldt-Kollegs in Tokyo*, München: Wilhelm Fink
- Peirce, Charles Sanders (1934): *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, vols. 5. Charles Hartshorne and Paul Weiss, eds. Harvard University Press, Cambridge, MA.



# Licht und Schatten der kategorischen/ thetischen Aussage: Kopula und Lokalisierungsverben im deutsch-japanischen Vergleich<sup>1</sup>

Yasuhiro Fujinawa

## Abstract

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, zu zeigen, dass die Kopula erst auf der Basis der kategorischen Aussage im Sinne von Marty (1918) als Lokalisierungs- bzw. Existenzverb dient. Ausgangsdaten bietet dabei das Japanische, in dem es auf der Ebene der Morphosyntax zwischen einem kategorischen Subjekt mit *wa* und einem thetischen mit *ga* einen Unterschied gibt. Die Auswirkung von Kategorizität/Thetizität auf die Kopula lässt sich aber auch im Deutschen sowohl in overten als auch in coverten Umgebungen beobachten. Als Befund für den ersteren Fall gilt die Tatsache, dass die explizite Kopula *sein* in Optativsätzen als grammatisch fundiertem Ausdruck der Thetizität nur schwer die lokalisierende/existenzialisierende Funktion übernehmen kann. Auch für den letzteren Fall spricht das Verhalten der impliziten Kopula in den sog. Small Clauses (SCs) bei Perzeptionsverben wie *finden* und *scheinen*. Die genannten Ergebnisse konfrontieren uns schließlich mit der Frage, wie sich die Kopula zur Perspektivierung der Origo und damit zur Wahrheit der Aussage verhält.

## 1 Einleitung

Das Verb *sein* dient im Deutschen wie in anderen indoeuropäischen Sprachen nicht nur als Kopula wie in (1a), sondern erscheint auch anstelle von Lokalisierungsverben wie *liegen*, *sitzen*, *stehen* usw. wie in (1b–c):

- (1) a. Christian ist Sänger.
- b. Anna sitzt/ist im Büro.
- c. Im Garten steht/ist ein Baum.

So klar und offenkundig diese Tatsache an sich auch sein mag, es bleibt jedoch die Frage, welche der beiden Funktionen, die prädikativ-bindende oder die lokalisierende/existenzialisierende, die grundlegende für die Kopula darstellt (vgl. Eisenberg 1994: 94) oder ob und wie sich die beiden zu etwas Gemeinsamem integrieren lassen (vgl. Kotin 2015: 32ff.). Im vorliegenden Beitrag setze ich bei dieser Frage an, ohne dabei jedoch letztlich eine Entscheidung für die eine oder

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen des von mir geleiteten Forschungsprojekts „Possession und ihre sprachlichen Realisierungen“ (finanziert durch die Grants-in-Aid for Scientific Research der Japan Society for Promotion of Science (c)15K02471) entstanden. Den zwei anonymen Gutachtern bin ich für ihre wertvollen Kommentare und Vorschläge zur Revision sehr dankbar. Besonderer Dank gilt auch Herrn Prof. Rudolf Reinelt (Universität Ehime, Japan), der mein Manuskript sprachlich sowie inhaltlich mehrmals und sorgfältig überprüft hat.

die andere Alternative treffen zu können. Vielmehr kommt es mir darauf an, klarzumachen, dass es eine noch grundlegendere Bedingung für das genannte funktionale Zusammenkommen zu berücksichtigen gilt.

Zu diesem Zweck gehe ich von einem Vergleich mit dem Japanischen aus. In dieser Sprache, in der sich die Kopula lexikalisch klar von reinen Lokalisierungsverben unterscheidet, kann sie diese nur bei kategorischer Aussage im Sinne von Marty (1918) ersetzen. Diese Tatsache gibt zum einen Anlass zur Annahme, dass sich die allgemeine Ersetzbarkeit von Lokalisierungsverben durch die Kopula im Deutschen der überwiegend kategorischen Syntax dieser Sprache verdankt. Als Bestätigung dafür führe ich das Verhalten von *sein* in Optativsätzen an. Diesem Satztyp des Deutschen liegt ganz deutlich Thetizität statt Kategorizität zugrunde. Dementsprechend ist *sein* in Optativsätzen nur schwer in der Lage, als Lokalisierungsverb zu fungieren. Als weiterer Fall der funktionierenden „kategorisch/thetisch“-Distinktion wird auch die implizite Kopula in den beiden Sprachen herangezogen. Zum anderen gebührt damit der dritten Etymologie der Kopula mehr Beachtung: Wie das Sein im Gegensatz zum Schein die Wahrheit stiftet, hängt auch von der Entscheidung zwischen kategorischem und thetischem Urteil ab. Auch in dieser Hinsicht sollen das Deutsche und das Japanische verglichen werden. Somit versteht sich der vorliegende Beitrag als erste Annäherung an die Frage nach dem Verhältnis der Multifunktionalität der Kopula zur Kategorizität/Thetizität und dessen sprachtheoretischem Sinn, die im europäischen Kontext selbst in den wichtigsten neueren Arbeiten zur Kopula wie in Maienborn (2003), Kotin (2014) sowie den Artikeln im Sammelband von Kotin und Whitt (Hgg.) (2015) nicht einmal in dieser Form gestellt worden ist.

## 2 Kopula und lokale Ausdrücke im Japanischen

In diesem Abschnitt wird zuerst Allgemeines über die Kopula und lokale Ausdrücke im Japanischen eingeführt. Im nächsten Schritt wird dann festgestellt, dass die Kopula im Japanischen anders als im Deutschen nur bei explizit kategorischer Aussage die Funktion von Lokalisierungsverben übernehmen kann.

### 2.1 Die japanische Kopula *da*

Als repräsentativste Kopula des Japanischen gilt das Verb *da*. Ohne eine eigene extensionale Bedeutung zu haben, dient es nur dazu, Prädikatsnomina zu sonst fehlenden verbalen Kategorien wie Tempus und Modus zu verhelfen:<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Ein anderes koplatives Verb wäre *desu*. Ebenso wie *da* verleiht auch dieses Verb Prädikatsnomina Tempus und Modus. Hinzu kommt bei ihm aber noch, die Funktion anzugeben, dass die betreffende Aussage an einen sozial höhergestellten Hörer(kreis) – oder auf gleicher Ebene psychologisch entfernteren Partner, z.B. Professoren untereinander – gerichtet ist, dem der Sprecher deshalb

- (2) a. Taroo wa kasyu / sunao da.  
 T. TOP Sänger/ehrlich KOP  
 „Taroo ist Sänger / ehrlich.“
- b. Taroo wa kasyu / sunao datta.  
 T. TOP Sänger/ehrlich KOP.PAST  
 „Taroo war Sänger / ehrlich.“
- c. Taroo ga kasyu / sunao de are, nakare  
 T. NOM Sänger/ehrlich KOP.KV da.sein.IMP NEG.IMP  
 „Es sei Taroo Sänger / ehrlich oder nicht, auf jeden Fall ...“

Dabei ist besonders anzumerken, dass *da* allein morphologisch nicht ausreicht, um das volle Tempus-Modus-Paradigma zu spezifizieren. Beim Imperativ in (2c) z.B. (bei nominalen Prädikaten erfüllt der Imperativ allerdings eher eine optative oder konzessive Aufgabe) bleibt *da* an sich in der temporal-modal neutralen konverbialen Form *de*, während die Angabe des Imperativs periphrastisch von einem anderen Verb übernommen wird. Das ist nämlich *are*, der Imperativ von *aru*, das als Vollverb zu den Lokalisierungsverben gehört (vgl. dazu 2.2). Auch die Vergangenheitsform *datta* in (2b), die heute synthetisch gebildet wird, geht historisch auf die Kombination *de + atta* (= Vergangenheit von *aru*) zurück. Es sieht also wohl so aus, als wäre *da* mit der aktuellen Zeit und der aktuellen Welt so fest verbunden, dass jede Abweichung davon eine gesonderte Existenzbestimmung durch *aru* erforderlich macht. Auf die besondere Origo-Verbundenheit der Kopula komme ich noch in Abs. 5 zu sprechen.

## 2.2 Der Ausdruck des lokalen Verhältnisses

Nun zum Ausdruck des lokalen Verhältnisses im Japanischen. (3) und (4) bezeichnen Situationen, in denen sich eine Person bzw. ein Gegenstand („Aki“ in (3/4a) bzw. „ein Buch“ in (3/4b)) an einem bestimmten Ort („im Wohnzimmer“ in (3/4a) bzw. „auf dem Tisch“ in (3/4b)) befinden. Im Folgenden nenne ich den Gegenstand „Lokatum“ und den Ort „Ort“:

- (3) a. Aki wa ima ni iru.  
 A. TOP Wohnzimmer DAT da.sein  
 „Aki ist im Wohnzimmer.“
- b. Tukue no ue ni hon ga aru.  
 Tisch GEN auf DAT Buch NOM da.sein  
 „Auf dem Tisch ist ein Buch.“

die entsprechende Achtung erweist. Damit gehört *desu* neben *masu* für Prädikatsverben zu den Höflichkeitskategorien („Honorifika“; vgl. Löbner 2003: 40ff.; Shibatani 1990: 374ff.). Dieser Aspekt soll im Folgenden unberücksichtigt bleiben.

- (4) a. Aki wa ima ni suwatte iru.<sup>3</sup>  
 A. TOP Wohnzimmer DAT sitzen PROG  
 „Aki sitzt im Wohnzimmer.“
- b. Tukeue no ue ni hon ga oite  
 Tisch GEN auf DAT Buch NOM legen.KV  
 aru.  
 da.sein  
 „Auf dem Tisch liegt ein Buch.“

In (3) spezifizieren die beiden einfachen Verben *iru* und *aru* im Gegensatz zu den komplexen in (4) mit *suwatte* „sitzend“ und *oite* „gestellt, stehend“ keine bestimmte Art und Weise des Sich-Befindens. Damit dienen *iru* und *aru* als unmarkierte Lokalisierungsverben im Japanischen. Die beiden Verben unterscheiden sich lediglich nach Belebtheit des Lokatums: *iru* erscheint bei belebtem Lokatum, *aru* dagegen bei unbelebtem.

Aus Sicht des deutsch-japanischen Vergleichs ist noch zu bemerken, dass der Ort, der im Deutschen mit einer PP realisiert wird, im Japanischen trotz vorhandener lokaler und direktonaler Postpositionen (nämlich *de* für lokale und *e* für direktonale Verhältnisse) normalerweise von der Dativ-Partikel *ni* begleitet wird, egal, ob es sich beim Ort um eine Lokal- oder um eine Direktonalergänzung handelt:

- (5) Kodomo ga ie ni modotte ki mase-n.  
 Kind NOM Haus DAT zurück kommen HÖF-NEG  
 „Unser Kind kommt nicht nach Hause.“
- (6) Otoko wa kaban ni satutaba o  
 Mann TOP Tasche DAT Geldschein AKK  
 ire-ta.  
 stecken-PAST  
 „Der Mann hat (die) Geldscheine in die Tasche gesteckt.“
- (7) Otoko wa kodomo ni ame o age-ta.  
 Mann TOP Kind DAT Bonbon AKK geben-PAST  
 „Der Mann hat dem Kind Bonbons gegeben.“

Genauso wie bei den Lokalergänzungen in (3) und (4), *ima ni* „im Wohnzimmer“ und *tukeue no ue ni* „auf dem Tisch“, handelt es sich bei den Direktonalergänzungen in (5) und (6), *ie ni* „nach Hause“ und *kaban ni* „in die Tasche“, um eine Phrase mit *ni*. Besonders hervorzuheben ist dabei die Tatsache, dass dieser NP-hafte Ausdruck für den Ort in (6) nicht nur seine phrasenstrukturelle Kategorie, sondern auch seine syntaktische Basisposition (zwischen dem Subjekt und dem

<sup>3</sup> Bei *suwatte iru* in diesem Beispiel handelt es sich zwar um die analytische Progressiv- bzw. Resultativform von *suwaru* „sitzen, sich setzen“, die sich aber historisch gesehen aus der Kombination „Konverb + Lokalisierungsverb *iru*“ grammatisiert hat.

direkten Objekt) mit dem indirekten Objekt *kodomo ni*, „dem Kind“, in (7) teilt (Fujinawa 2016: 8f.).

### 2.3 Kopula anstelle von Lokalisierungsverben und die „kategorisch/thetisch“-Unterscheidung

Bisher haben wir gesehen, dass sich die Kopula *da* im Japanischen lexikalisch ganz klar von den reinen Lokalisierungsverben *iru* und *aru* unterscheidet. Dabei verlangen sowohl *iru* als auch *aru* ihre Lokalgänzungen in Form einer NP-haften Phrase mit *ni*. Vor diesem Hintergrund ist es umso interessanter zu prüfen, ob und inwieweit die Lokalisierungsverben im Japanischen durch die Kopula ersetzt werden können, die per definitionem und de facto mit einem nominalen Prädikativ zu ergänzen ist.

Beginnen wollen wir mit (8), wo *iru* und *aru* in (3) einfach durch *da* substituiert sind:

- (8) a. Aki wa ima da.  
 A. TOP Wohnzimmer KOP  
 „Aki ist im Wohnzimmer.“
- b. <sup>??</sup>Hon ga tukue no ue da.  
 Buch NOM Tisch GEN auf KOP  
 „Das / Ein Buch ist auf dem Tisch.“

Die unterschiedliche Akzeptabilität in (8) scheint auf den ersten Blick davon abzuhängen, ob es sich beim Lokatum um eine belebte oder unbelebte Entität handelt. Dem ist aber nicht so. Wenn die Topikpartikel *wa* in (8a) und die Kasuspartikel *ga* in (8b) miteinander vertauscht werden, kommt es zu der ganz umgekehrten Akzeptabilitätsverteilung wie in (9):

- (9) a. <sup>??</sup>Aki ga ima da.  
 A. NOM Wohnzimmer KOP  
 „Aki ist im Wohnzimmer.“
- b. Hon wa tukue no ue da.  
 Buch TOP Tisch GEN auf KOP  
 „Das Buch ist auf dem Tisch.“

Ausschlaggebend für den Ersatz der Lokalisierungsverben durch die Kopula ist also der Umstand, dass das Subjekt – egal, ob es sich dabei um belebte oder unbelebte Entitäten, Eigennamen oder Gattungsnamen handelt – mit der Topikpartikel *wa*, nicht aber mit der rein nominativischen Kasuspartikel *ga* markiert wird (vgl. Fujinawa 2015b).

Ferner sei auf Fälle wie (10) und (11) verwiesen:

- (10) a. Hiroba ni takusanno hito ga iru.  
 Platz DAT viele Mensch NOM da.sein  
 „Auf dem Platz sind viele Menschen.“
- b. Hiroba wa takusanno hito da.  
 Platz TOP viele Mensch KOP  
 „Der Platz steht voller Menschen.“
- (11) a. Hiroba ni takusanno ki ga aru.  
 Platz DAT viele Baum NOM da.sein  
 „Auf dem Platz sind viele Bäume.“
- b. <sup>?</sup>Hiroba wa takusanno ki da.  
 Platz TOP viele Baum KOP  
 „Der Platz steht voller Bäume.“

Sowohl in (10b) als auch in (11b) erscheint die Kopula *da* anstelle von *iru* bzw. *aru* in (10/11a). Anders als in den bereits angeführten Beispielen (8a) und (9b) ist hier die Topikpartikel *wa* allerdings nicht am Lokatum, sondern am Ort angehängt. Daraus resultiert zweifach Überraschendes. Zum einen ist (10b) völlig einwandfrei, obwohl *wa* nicht das Lokatum *hito*, „Mensch“, sondern den Ort *hiroba*, „Platz“, thematisiert. Zum anderen kann aber (11b) nur schwer akzeptiert werden, obwohl dieselbe Partikel genauso wie in (10b) auf den Ort angewandt wird. Dieses unterschiedliche Verhalten ist zunächst im enzyklopädischen Wissen über den „Platz“ zu suchen: Zu den konstitutiven Merkmalen eines „Platzes“ gehört nämlich, dass sich dort Menschen versammeln, aber nicht, dass dort Bäume stehen. Angesichts dieses Wissens trägt nur das Lokalisierungsverhältnis in (10a), nicht aber das in (11a), zur Wesensbestimmung des „Platzes“ bei. Bei kopulativem Ersatz von Lokalisierungsverben kann der Ort also nur dann mit *wa* thematisiert werden, wenn er vom betreffenden Lokatum hinreichend charakterisiert wird (vgl. Fujinawa 2015b).

Damit ist klar: Bei der Konstituente mit *wa*, die bei kopulativem Ersatz von Lokalisierungsverben entweder als Lokatum wie in (8a)/(9b) oder als Ort wie in (10b) erfordert wird, handelt es sich nicht um ein diskursives Thema im Sinne der Thema-Rhema-Gliederung. In diesem Fall müsste ja fast jedes beliebige Satzglied mit *wa* verträglich sein. Vielmehr handelt es sich dabei um ein logisches, d.h. das Subjekt eines „kategorischen Urteils“ im Sinne von Marty (1918). Nach Marty (1918: 227ff.) zeichnet sich das kategorische Urteil dadurch aus, dass die Existenz des im Subjekt genannten Gegenstandes ganz unabhängig von und vorrangig vor dem Konzept des Prädikats determiniert und die Prädikation erst danach vorgenommen wird. Beim entgegengesetzten Urteil, dem „thetischen“, dagegen machen das Subjekt und das Prädikat zusammen ein komplexes Konzept aus, von dessen Existenz oder Nicht-Existenz gerade die Rede ist. Anders ausgedrückt: Beim kategorischen Urteil steht das Subjekt als Gegenstand der Prädikation ganz unabhängig vom Prädikat, während dasselbe beim thetischen Urteil

bloß mit dem Prädikat nebeneinander steht, so dass hier von ihm nicht mehr asymmetrisch die vom Prädikat bezeichnete Eigenschaft präzisiert wird.

Diese zwei Typen von Subjekten, die im Deutschen und in anderen indoeuropäischen Sprachen paradigmatisch zu ein und demselben Nominativ gehören, werden im Japanischen, wie Kuroda (1972) feststellt, morphosyntaktisch differenziert durch die Partikeln *wa* und *ga* zum Ausdruck gebracht. Bei kategorischem Urteil wird das Subjekt (wenn es überhaupt erscheint) mit *wa* markiert, bei thetischem aber mit *ga*. Die Tatsache, dass der kopulative Ersatz von Lokalisierungsverben stets *wa*-Subjekte erfordert, wie wir gerade beobachtet haben, ist daher als klares Anzeichen dafür zu verstehen, dass die Kopula anstelle von Lokalisierungsverben nur auf kategorischer Basis funktionieren kann.

### 3 Die kategorisch/thetisch-Unterscheidung im Deutschen

Der gerade gezogene Schluss scheint auf den ersten Blick auf das Deutsche (und viele andere europäische Sprachen, darunter das Englische) nicht zuzutreffen. Bei genauerem Hinsehen wird aber klar, dass die allgemeine Einsetzbarkeit der Kopula anstelle von Lokalisierungsverben nur eine Folge der überwiegend kategorischen Syntax dieser Sprache(n) darstellt. Auch für das Deutsche gilt dasselbe Prinzip wie für das Japanische, solange kategorische und thetische Aussagen morphosyntaktisch konsequent differenziert werden. Im Folgenden werde ich zeigen, dass ein solcher Fall tatsächlich auch im Deutschen bei Imperativ- und Optativsätzen vorliegt.

#### 3.1 Kategorische Syntax im zentralen Bereich

Im zentralen Bereich der deutschen Grammatik wird die Distinktion zwischen kategorischen und thetischen Subjekten nicht konsequent durch bestimmte morphosyntaktische Mittel, sondern nur sporadisch durch Prosodie, Artikelwörter, Pronomina usw. realisiert. Dabei dienen v.a. die Hauptbetonung auf dem Subjekt, wie sie in (12b/c) meist mit dessen Indefinitheit einhergeht, und/oder die durch das Expletivum *es* im Vorfeld bedingte Nachstellung wie in (12c) zur Disambiguierung zugunsten der thetischen Aussage (vgl. Sasse 2006: 257ff.; Kuroda 1972):

- (12) a. Der HUND/Hund BELLT.  
 b. Der/Ein HUND bellt. [thetisch]  
 c. Es bellt der/ein HUND. [thetisch]

Anstelle von Lokalisierungsverben kann *sein* nun unter allen diesen Umständen vorkommen, wie (13) zeigt. Daraus folgt zum einen, dass die Kopula im Deutschen im Prinzip nicht von der Unterscheidung „kategorisch/thetisch“ betroffen ist, wenn sie Lokalisierungsverben ersetzt:

- (13) a. Das Buch ist auf dem TISCH.  
 b. Das/Ein BUCH ist auf dem Tisch.  
 c. Es war ein König in THULE, ... (Goethe)

Zum anderen lässt sich daraus jedoch nicht unmittelbar darauf schließen, dass sich diese logischen Verhältnisse im Deutschen grundsätzlich anders verhielten als im Japanischen (oder umgekehrt). Schon Marty (1918: 259ff.) warnt ausdrücklich vor vorhandenen „pseudokategorischen“ Aussagen, d.h. vor der Tatsache, dass thetische Urteile sprachlich so ausgedrückt werden, als handele es sich dabei um kategorische. So dient *alle Dreiecke* in (14a) zweifellos als grammatisches Subjekt. Aber mit diesem mathematischen Satz wird auf keinen Fall, so Marty (1918), von den existierenden, realen Dreiecken etwas ausgesagt. Mit (14a) wird vielmehr der Begriff „ein[es] Dreieck[s], welches nicht zwei Rechte zur Winkelsumme hätte“, verworfen (ibid.: 260). Auch bei (14b/c) mag es so aussehen, als ob mit *es* an der Subjektstelle temporär etwas verschwiegen bliebe, was eigentlich als kategorisches Subjekt gelten könnte („die Glocke“ z.B. bei (14b)). In der Tat haben wir aber auch in diesem Fall ein thetisches Urteil vor uns, denn hier „[ist] uns der Inhalt des Prädikatsbegriffes allein von Wichtigkeit“ (ibid.: 293):

- (14) a. Alle Dreiecke haben zur Winkelsumme zwei Rechte.  
 b. Es läutet. / Es schlägt zwölf.  
 c. Es sticht mich. / Es brennt mich.

Nach Ansicht von Marty (1918) wird im Deutschen selbst thetischen Aussagen eine Form gegeben, in der ein Subjekt vorliegt. Die Grammatik des Deutschen gibt auch dort, wo nach seiner Meinung nicht vom Subjekt prädiziert wird, ein Subjekt vor, das syntaktisch unabhängig vom prädizierenden Verb im Nominativ steht. Diese Ansicht wird im Grunde auch von der modernen Linguistik geteilt. In der generativen Tradition wird nämlich davon ausgegangen, dass in jedem Satz unabhängig von der Semantik des Prädikatsverbs eine syntaktische Position außerhalb der VP vorliege, die einer lexikalischen NP oder einem (sichtbaren oder unsichtbaren) Pronomen vorbehalten sei („Extended Projection Principle“ nach Chomsky 1982). Vor diesem Hintergrund in der Syntax und nach dem Ansatz eines Davidsonischen Ereignisarguments in der Semantik (vgl. Kratzer 1995) werden expletive Sätze wie (12/13c) sogar so analysiert, dass *es* keinen Platzhalter, sondern ein echtes Subjekt darstellt. Demnach seien Sätze, die wir bisher mit Marty (1918) als thetisch bezeichnet haben, eigentlich keine thetischen Sätze, sondern kategorische. Prädiziert werde dort von der vorliegenden Situation, auf die *es* gerade Bezug nehme (vgl. Drubig 1992, ferner auch Scheibl 2000).

Die Frage, ob und inwieweit eine solche Analyse adäquat ist, sei dahingestellt. Uns interessiert nur der Umstand, dass die Syntax des Deutschen im zentralen Bereich so kategorisch wirkt. Angesichts dieses Umstandes ist es durchaus denkbar, dass die Kopula im Deutschen anders als im Japanischen deshalb uneingeschränkt durch Lokalisierungsverben ersetzt werden kann, weil Sätze in dieser Sprache überwiegend kategorisch konstruiert werden, d.h. selbst bei thetischem Inhalt keine syntaktische Thetizität entsteht, die den Einsatz der Kopula anstelle

von Lokalisierungsverben verhindern würde. So gegensätzlich die Ergebnisse des kopulativen Ersatzes in den beiden Sprachen auch aussehen mögen, es gilt sowohl im Deutschen als auch im Japanischen der Grundsatz, dass vorhandene Thetizität die lokalisierende Funktion der Kopula erschwert oder erschweren könnte. Insofern unterscheidet sich das Deutsche eigentlich nicht so drastisch vom Japanischen. Außerdem wird diese Einsicht noch stärker untermauert, wenn man die Verhältnisse in einem eher peripheren Bereich der deutschen Grammatik mitberücksichtigt. Imperativ- und Optativsätze differenzieren nämlich aufgrund ihrer charakteristischen Verbflexion in der Tat kategorische und thetische Aussagen konsequent voneinander. Dabei kann *sein* in kategorischen Imperativsätzen ohne Weiteres, in thetischen Optativsätzen aber wohl nicht in der lokalisierenden Funktion vorkommen. Das soll in den nächsten Teilabschnitten gezeigt werden.

### 3.2 Imperativ- und Optativsätze als kategorische und thetische Aussagen

Von den Deklarativ- und Interrogativsätzen, wie sie uns bisher als Phänomene im zentralen Bereich explizit oder implizit beschäftigt haben, unterscheiden sich Imperativ- und Optativsätze wie in (15) und (16)<sup>4</sup> definitiv in ihrem Wissensstatus (vgl. Zifonun u.a. 1997: 618ff.). Während es sich bei Deklarativ- und Interrogativsätzen um repräsentatives Wissen („so ist es: *p*“) handelt, beruhen Imperativ- und Optativsätze auf dem Erfüllungswissen („so sei es: *p*“):

- (15) a. Hilf mir doch ein bisschen!  
 b. Hör mir bitte (alle) mal zu!  
 c. Tuen Sie einfach nichts oder gehen spazieren, besuchen einen Gottesdienst und genießen schließlich das Festmahl und die Bescherung im Kreise Ihrer Liebsten! (Focus online; [http://www.focus.de/finanzen/experten/seiwert/alle-jahre-wieder-keine-zeit-so-vermeiden-sie-unnoetigen-weihnachtsstress\\_id\\_4306913.html](http://www.focus.de/finanzen/experten/seiwert/alle-jahre-wieder-keine-zeit-so-vermeiden-sie-unnoetigen-weihnachtsstress_id_4306913.html); zuletzt zugegriffen am 18.3.2016)  
 d. Seien wir vorsichtig!
- (16) a. Man nehme ein Pfund Mehl.  
 b. Lang lebe der König!  
 c. Hier seien einige Beispiele genannt.  
 d. Vor Plagiaten sei ausdrücklich gewarnt.

<sup>4</sup> Unter Optativsätzen verstehe ich in diesem Beitrag ausschließlich V2-Sätze mit Konjunktiv I wie in (16), deren funktionales Potenzial nicht in der indirekten Redewiedergabe, sondern in der Aufforderung im weiteren Sinn liegt. Obwohl die betreffenden Sätze gelegentlich auch als „Heischesätze“ bezeichnet werden (vgl. z.B. Erben 1964: 60f.), schließe ich mich dieser Terminologie nicht an, denn das könnte leicht zur Verwechslung zwischen Form und Funktion führen. In einer anderen Terminologie (vgl. v.a. Zifonun u.a. 1997: 663ff.; Grosz 2012) sind mit „Optativsätzen“ wiederum andere Satztypen als hier (mit) gemeint: Wunschsätze wie *Käme er doch!* oder *Wenn er doch käme!* Angesichts der offensichtlich anderen formalen Charakteristik als bei (16) (V1- bzw. mit *wenn* eingeleiteter VL-Stellung im Konjunktiv II) wird dieser Satztyp jedoch im Folgenden nicht in unsere Optativsätze mit einbezogen.

Imperativ- und Optativsätze unterscheiden sich ihrerseits voneinander darin, welches Subjekt sie annehmen oder ausschließen, wie sie das Vorfeld besetzen lassen, und wie sie sich zu Modalpartikeln (fortan: MPs) verhalten.

### 3.2.1 Imperativsätze

Mit Imperativsätzen wird stets auf den Hörer(kreis) Bezug genommen. Bei nicht-distanzierten Imperativsätzen wie in (15a–b) wird dieser Bezug schon durch das imperativisch flektierte Verb hergestellt, so dass hier in der Regel die Angabe der Subjekte mit den entsprechenden Personalpronomina *du* und *ihr* erspart bleibt. Bei distanzierten und adhortativen Imperativsätzen wie in (15c–d), wo das Verb an sich im Konjunktiv I steht (*tuen, seien, ...*), sind die Personalpronomina *Sie* und *wir* dagegen unentbehrlich (außer bei Ellipse wie in (15c)). Neben diesen (mitverstandenen oder explizit angegebenen) definiten Subjekten können in Imperativsätzen ab und zu auch indefinite Pronomina erscheinen wie in (17).<sup>5</sup> Aber auch das ändert nichts daran, dass damit auf den Hörer(kreis) („jeden/einen von euch“) Bezug genommen wird:

- (17) a. Versuch es jeder noch einmal! (Rosengren 1993: 4)  
 b. EINER gib mir bitte den Aschenbecher! (Donhauser 1986: 104)  
 c. Nimm sich einer etwas Zeit!

Das Vorfeld, das sonst in Deklarativsätzen von einem beliebigen Satzglied besetzt würde, bleibt in Imperativsätzen meist leer. Wenn überhaupt, dann erscheinen dort relativ häufig deiktische oder indexikalische Adjunkte wie *nun, jetzt* oder *so* in (18a–b). Andere Adjunkte wie in (18c) sowie Komplemente, insbesondere solche, die in engster lexikalischer Beziehung zu dem Verb stehen und damit in der Basis unmittelbar links von der rechten (eventuell leeren) Satzklammer plaziert wären wie in (18d–e), können nur mehr oder weniger schwer<sup>6</sup> das Vorfeld einnehmen. Auch Subjekte sind in dieser Hinsicht nicht besonders geeignet für diese Position. Wie (17b) oben sowie (18f) hier unten zeigen, sind Subjekte nur betont vorfeldfähig. Außerdem ist das Expletivum *es* als Platzhalter wie in (18g) ausgeschlossen (vgl. Rosengren 1993), obwohl es in entsprechenden Deklarativsätzen durchaus möglich wäre (*es hilft mir einer*):

<sup>5</sup> Man beachte, dass es sich bei *jeder* und *einer* in (17) nicht um Quantoren für das implizite Subjekt wie *alle* in (15b) handelt. *Jeder* und *einer* passen nämlich nicht mit dem hier zu unterstellenden Pronomen *du* zusammen. Diese indefiniten Pronomina können auch nicht als Vokative analysiert werden (vgl. dazu Donhauser 1986: 98ff. und Rosengren 1993: 4). Sie stellen also selber Subjekte dar. Trotz fehlender personaler Kongruenz zwischen diesen Subjekten *jeder* und *einer* auf der einen Seite und dem Prädikatsverb auf der anderen Seite können die Sätze in (17) auch nicht als Optativsätze angesehen werden. Formal-strukturell gehören sie immer noch zu den Imperativsätzen, denn hier liegt mit dem Wegfall der Endung *-e* und/oder dem Stammlaut eindeutig die imperativische Verbmorphologie vor.

<sup>6</sup> Welches Satzglied vorfeld(un)fähig ist, lässt sich dabei nicht absolut bestimmen. Eine sog. Hutprosodie kann z.B. die Akzeptabilität von (18e) enorm verbessern: *Ins BETT geh SOFORT!*

- (18) a. *Nun/Jetzt* geh doch endlich! (Rosengren 1993: 6)  
 b. *So* gib mir einen Kuss!  
 c. <sup>?</sup>*Morgen* / <sup>?</sup>*Im Sommer* besuch deine alte Mutter mal wieder! (ibid.: 6)  
 d. <sup>??</sup>*Den Aufsatz* lies doch einmal! / Lies doch einmal *den Aufsatz*!  
 e. <sup>??</sup>*Ins Bett* geh sofort! / Geh sofort *ins Bett*!  
 f. *DU* geh morgen hin! / Geh (du/DU) morgen hin! (ibid.: 4)  
 g. *\*Es* hilf mir bitte einer!

Schließlich lassen Imperativsätze ohne Weiteres MPs wie *doch, ja, mal* usw. zu. Damit können Imperativsätze auf das Wissen rekurrieren, das sich im Vorkontext zwischen dem Sprecher und dem Hörer etabliert hat (vgl. dazu Abraham 2017a).

Die gerade angeführten Daten zu Imperativsätzen passen insgesamt sehr gut mit dem zusammen, was Marty (1918) als Symptom für ein vorhandenes kategorisches Urteil angeführt hat, auch wenn er als Philosoph und Logiker in erster Linie an konstatierenden Aussagen interessiert war und keine Erwähnung von Imperativsätzen (und Optativsätzen) gemacht hat. „[U]nfraglich“ (ibid.: 227) liegen kategorische Urteile also in Sätzen wie in (19) vor, „deren Subjekt ein Personal- oder Demonstrativpronomen ist oder wenigstens ein Demonstrativ- oder Possessivpronomen enthält“ (ibid.: 229):<sup>7</sup>

- (19) a. Dies ist rot.  
 b. Diese Blume ist blau.  
 c. Ich bin wohl.  
 d. Mein Bruder ist abgereist.  
 e. Einige meiner Felder sind verpfändet.  
 f. Einige Bäume deines Gartens haben vom Frost gelitten.  
 ((19a–f) zit. nach Marty 1918: 229)

Bemerkenswerterweise führt Marty (1918) nicht nur an dem zitierten Ort, sondern auch an anderen Orten stets *ich, du, mein, dein* usw., d.h. die 1. und die 2. Person, als Beispiele für Personal- und Possessivpronomina an. Mit der Gleichstellung ausgerechnet dieser Pronomina mit den Demonstrativa wollte er also darauf hinweisen, dass das Subjekt beim kategorischen Urteil primär deiktisch ist.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Einige der von Marty (1918) angeführten Beispiele in (19) wären nach dem heutigen Sprachgefühl wohl nicht akzeptabel. Korrekt müsste etwa (19c) lauten: „Ich bin *gesund*“ und (19f): „Einige Bäume *in deinem Garten* haben *unter dem Frost* gelitten“. Aber das beeinträchtigt den wesentlichen Punkt der Diskussion nicht.

<sup>8</sup> Das bedeutet freilich nicht, dass Marty (1918) alle nicht-deiktischen Subjekte in der 3. Person aus dem kategorischen Urteil ausschließen wollte. In der Tat fügt er gleich nach dem obigen Zitat Beispiele wie *der Panamaprozess ist beendet, Prag ist eine Stadt an der Moldau, das Haus ist abgebrannt* u.a. hinzu (ibid.: 229). Hier sind die Subjekte nicht deiktisch, sondern nur definit, und können daher u.U. durch Personalpronomina in der 3. Person ersetzt werden. Dennoch ist der o.g. Punkt festzuhalten: Die Vordeterminiertheit des Subjekts als konstitutiver Bestandteil eines kategorischen Urteils (vgl. 2.3) liegt primär in der Deixis und sekundär in der Definitheit im Sinne der Unikalität, die erst kontextuell und/oder aufgrund enzyklopädischen Wissens induziert wird. In diesem Zusammenhang sei auch auf den deiktischen Referenz-Modus im Gegensatz zum anaphorischen von Tanaka (2011) verwiesen.

Die primär deiktische Vordeterminiertheit des kategorischen Subjekts ist nun bei Imperativsätzen mit ihrem konsistenten Hörerbezug aufgrund der Verbflexion (inklusive der unentbehrlichen Personalpronomina *Sie* und *wir* im Fall von Konjunktiv I) offensichtlich erfüllt. Auch Imperativsätze mit oberflächlich indefinitem Subjekt wie in (17) gehören eindeutig dazu, denn solange die Prädikation hier nicht ein beliebiges Individuum, sondern ein oder jedes Mitglied aus dem aktuellen Hörerkreis betrifft, auf den der Imperativ Bezug nimmt, sind sie äquivalent zu den von Marty (1918) als kategorisch anerkannten Sätzen mit partitivem Subjekt (19e–f), bei denen die Gesamtheit der betreffenden Gegenstände ebenfalls deiktisch vordeterminiert ist. Schließlich gelten die Unmöglichkeit eines Expletivums im Vorfeld, das sonst in Deklarativsätzen thetische Aussagen mit sich bringen würde, sowie das vorhandene gemeinsame Wissen im Vorkontext, das sich ja aus dem obligatorischen Hörerbezug des Imperativs ergibt, auf das deshalb mit MPs rekuriert werden kann, als klare Anzeichen für die Kategorizität von Imperativsätzen.

### 3.2.2 Optativsätze

Optativsätze wie in (16), hier wiederholt als (20), sind im Vergleich zu Imperativsätzen noch peripherere Phänomene. Als solche sind sie v.a. stilistisch beschränkt. Dennoch gehören Optativsätze keineswegs zu den fossilisierten Ausdrücken, sondern sie fungieren gerade in den betreffenden, beschränkten Stilen immer noch als produktiver Satztyp:

- (20) a. Man nehme ein Pfund Mehl.  
 b. Lang lebe der König/München.  
 c. Hier seien einige Beispiele genannt.  
 d. Vor Plagiaten sei ausdrücklich gewarnt.

In Optativsätzen steht das Prädikatsverb stets im Konjunktiv I. Es kommt nicht nur aktivisch wie in (20a–b), sondern auch passivisch wie in (20c–d) vor. Als Subjekt erscheint im Aktiv meistens das indefinite Pronomen *man* wie in (20a), aber definite NPs wie *der König* und *München* in (20b) sind auch nicht ausgeschlossen. Nicht möglich bzw. äußerst schwierig sind dagegen deiktisch-pronominale Ausdrücke. Sollten die Personalpronomina in der 1. und 2. Person im Subjekt erscheinen wie in (21a–b), sind die Sätze entweder wenig akzeptabel oder sie werden in Deklarativsätze (indirekte Rede) umgedeutet (# steht dabei für diese Umdeutung).<sup>9</sup> Akzeptiert werden höchstens Personalpronomina in der 3. Person

<sup>9</sup> Nach Zifonun u.a. (1997: 664) wären auch die Personalpronomina in der 1. und 2. Person möglich. Die dort angeführten Beispiele (i) und (ii) sind jedoch entweder veraltet und formelhaft (i) oder aber sie stellen mit dem zusätzlichen Modalverb *mögen* und der bevorzugten V1-Stellung syntaktisch-strukturell keine Optativsätze in unserem Sinne mehr dar (ii):

- (i) Gelobet seist du, Jesu Christ.  
 (ii) Mögest du immer glücklich leben und nie enttäuscht werden.

wie in (21c), vorausgesetzt, dass damit nicht auf beliebige dem Sprecher wohl vertraute Persönlichkeiten in der Umgebung, sondern auf Autoritäten in der hohen Ferne wie *Gott, König* u.ä. Bezug genommen wird:

- (21) a. #Lang lebe ich.  
 b. ?/#Lang lebest du.  
 c. Lang lebe er.

Im Passiv dient *sein* statt *werden* als Hilfsverb. Hier ist ebenfalls ein Subjekt vorhanden, das nicht pronominal ist. Dabei gilt dieses vom Basisobjekt abgeleitete Subjekt wie *einige Beispiele* in (20c) oben meist als indefinit. Außerdem liegt bei intransitivem Basisverb überhaupt kein Subjekt mehr vor wie in (20d). Hierbei handelt es sich also um ein unpersönliches Passiv, was in Optativsätzen übrigens nicht selten der Fall ist.

Besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang das Verhalten des Expletivums bei unpersönlichen Prädikaten. *Es* scheint nämlich ausgeschlossen zu sein, wenn es für das valenzbedingte Subjekt von lexikalisch unpersönlichen Prädikatsverben wie in (22) steht, während dasselbe als reiner Platzhalter wie in (23) ohne Weiteres vorkommt:

- (22) a. #Es regne.  
 b. #Auf der Erde gebe es Frieden.
- (23) a. *Es* werde Licht!  
 b. *Es* sei daran erinnert, dass ...

Das Vorfeld in Optativsätzen wird nun fast immer besetzt. Vorzugsweise treten dort Elemente auf, die gerade nicht oder nur schwer das Vorfeld in Imperativsätzen besetzen können. Das gerade beobachtete Expletivum *es* als reiner Platzhalter in (23) ist ein Paradebeispiel dafür. Außerdem sind verschiedene (temporale, lokale usw.) Adjunkte wie *lang, hier* in (20b–c) sowie Komplemente, die lexikalisch eng mit dem Verb verbunden sind wie *vor Plagiat* in (20d), gute Vorfeldkandidaten. Auch infinite Verbeile wie *erinnert* in (24a) nehmen häufig diese Position ein. Dagegen ist das Subjekt auch hier wie in Imperativsätzen nicht sonderlich geeignet für das Vorfeld. Ohne Weiteres erscheinen dort nur indefinite Subjekte wie in (20a) und (24b) unten, während definite Subjekte – bis auf *Gott, der König* u.ä., d.h. jene Autoritäten, auf die eventuell pronominal Bezug genommen werden kann wie in (21c) – nur schwer im Vorfeld aufgenommen werden können, wie (24c–e) zeigen:

- (24) a. *Erinnert* sei daran, dass ...  
 b. *Einige Beispiele* seien hier genannt.  
 c. *Gott* segne dich.  
 d. #*München* lebe.  
 e. #*Meine Familie* bleibe gesund.

Außerdem kommen in Optativsätzen grundsätzlich keine MPs vor. Insofern schließen Optativsätze einen Rekurs auf einen Vorkontext aus (vgl. Abraham 2017a).<sup>10</sup> Dieser Umstand spricht ziemlich eindeutig gegen ihre Kategorizität und für ihre Thetizität. Wären Optativsätze kategorische Sätze, dann hätten sie per definitionem gemeinsames Wissen zumindest über ihr vordeterminiertes Subjekt zur Verfügung. Damit müssten sie sich ja noch öfter auf MPs berufen können. Die Tatsache, dass ihnen diese Möglichkeit fast durchgehend fehlt, lässt jedoch darauf schließen, dass Optativsätze im Grunde keine kategorischen, sondern thetische Sätze darstellen.

Insgesamt verhalten sich Optativsätze in vieler Hinsicht spiegelbildlich zu Imperativsätzen. Diesen letzteren „hörerzugewandten“ Konstruktionen werden die Optativsätze als „hörerabgewandte“ gegenübergestellt. Als solche vermeiden Optativsätze in erster Linie deiktisch-pronominale Subjekte und befördern dafür beliebige Elemente außer definiten Subjekten ins Vorfeld. Hierher gehört u.a. das Expletivum *es*, das als reiner Platzhalter sonst kategorisch funktionierende persönliche Prädikatsverben thetisch macht. Ausgeschlossen bleibt dagegen *es* als valenzbedingtes Subjekt, das in Deklarativ- und Interrogativsätzen dazu dient, den thetischen Inhalt von lexikalisch unpersönlichen Prädikatsverben an das kategorische Format im Zentrum der deutschen Syntax anzupassen. Auch die allgemeine Unverträglichkeit von Optativsätzen mit MPs spricht für ihre Thetizität. Angesichts ihres Verhaltens, das so einen scharfen Kontrast zu dem von kategorischen Imperativsätzen darstellt, erweisen sich Optativsätze also als grammatisch fundierter Ausdruck der Thetizität.

### 3.3 Kopula in Imperativ- und Optativsätzen

Nun wenden wir uns der Frage zu, wie sich *sein* auf der Basis der gerade festgestellten „kategorisch/thetisch“-Distinktion durch Imperativ- und Optativsätze verhält. Als Voraussetzung für den Vergleich machen wir uns zuerst klar, dass *sein* als Kopula sowie normale Lokalisierungsverben wie *stehen*, *liegen* usw. in Imperativ- und Optativsätzen gleich distribuiert sind. Für die Kopula *sein* zeigt sich dies an den Beispielen in (25) und (26). Hier kommt *sein* nämlich in beiden Satztypen sowohl in der identifizierenden als auch in der prädicierenden Funktion (Geist 2006: 3f.) vor, wobei das Prädikativ in der letzteren Funktion auch ein Substantiv oder ein Adjektiv sein kann. Für die Lokalisierungsverben dienen (27) und (28) als Daten. Auch hier ergeben die verschiedenen Satztypen keinen distributionellen Unterschied:

<sup>10</sup> Es besteht allerdings die Möglichkeit von „reportativen Optativen“ (Werner Abraham, p.K.). In diesem Fall sind MPs nicht auszuschließen: *erinnert sei eben daran, ...; meine Familie bleibe aber gesund!*

- (25) a. Sei doch mal der Arzt! (im Rollenspiel) [identifizierend]  
 b. [...] also sei selber ein aufrichtiger Mensch! [prädizierend, Substantiv]  
 (Gute Fragen – hilfreiche Antworten; <http://www.gute-frage.net/frage/wegen-traumberuf-in-die-kirche-eintreten-bin-nicht-getauft>; zuletzt zugegriffen am 20.3.2016)  
 c. Sei bitte nicht so böse zu mir! [prädizierend, Adjektiv]
- (26) a. Mein Name sei Gantenbein. (M. Frisch) [identifizierend]  
 b. A sei eine beliebige Menge. [prädizierend, Substantiv]  
 c. Glücklich sei der Mensch, der ... [prädizierend, Adjektiv]
- (27) a. Bitte steht nicht vor der Tür!  
 b. Lieg ganz ruhig im Bett!
- (28) a. Hier stehe nur ein Beispiel.  
 b. Gottes Segen liege auf deinen Handlungen ... (Kirchengemeinde Rostock Lütten-Klein; <http://www.kirchengemeinde-luetten-klein.de/montagssegnen-detail/nachricht/montag-412016.html>; zuletzt zugegriffen am 27.12.2015)

Trotz dieser gemeinsamen Basis verhält sich *sein* als Lokalisierungsverb nun allerdings ganz unterschiedlich je nachdem, in welchem Satztyp es vorkommt. In Imperativsätzen kann die Kopula die lokalisierende Funktion ohne Weiteres übernehmen wie in (29):

- (29) a. Du bist so viel unterwegs. Sei doch öfter mal zu Hause!  
 b. Seid bitte pünktlich um 10 Uhr am Treffpunkt!

Dagegen erscheint *sein* in Optativsätzen offenbar nicht in dieser Funktion. (30a) z.B., wo das Lokalisierungsverb *stehe* in (28a) einfach durch *sei* ersetzt ist, reicht nicht aus, um damit wie mit (28a) auf „ein Beispiel“ zu verweisen. In dieser Form wäre (30a) höchstens nur als indirekte Rede von (30b) zu verstehen (aber selbst das ist in der Tat äußerst schwierig). Zum intendierten Zweck müsste etwa noch ein Verb im Partizip II ergänzt werden wie *genannt*, *angeführt* o.ä. wie in (30c). In einem solchen Fall hätten wir es aber nicht mehr mit einer Kopula in der lokalisierenden Funktion, sondern mit einem passiven Hilfsverb zu tun:

- (30) a. #Hier sei nur ein Beispiel.  
 b. Hier ist nur ein Beispiel: ...  
 c. Hier sei nur ein Beispiel genannt/angeführt/gegeben.

Ferner können die Ausdrücke in (31) auch nur als Redewiedergaben interpretiert werden, und nicht als Optativsätze, deren Bedeutungen sich ungefähr durch die mit Modalverben modifizierten Deklarativsätze in (32) paraphrasieren ließen:

- (31) a. #Es sei jemand da, der dich willkommen heiße.  
 b. #Hier sei kein Spiel.  
 c. #Unter uns sei kein Krieg mehr.